

U. 3928

Ernst Ewert

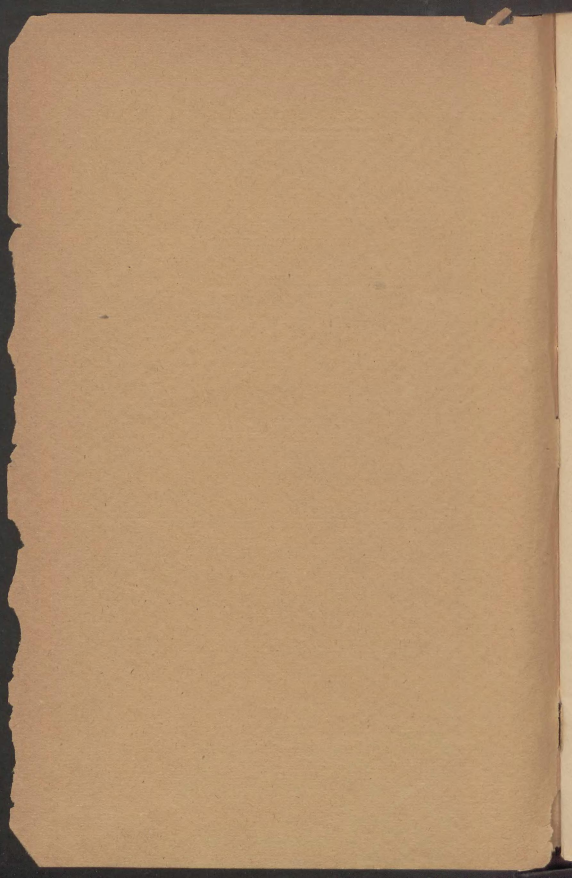
Danziger Glossen

HEFT 3

Preis M. 1.50

1920

Verlag der „Danziger Glossen“ (Ernst Ewert), Danzig-
Langfuhr, Hochschulweg Nr. 10^L



1920. P. 40

Ernst Ewert

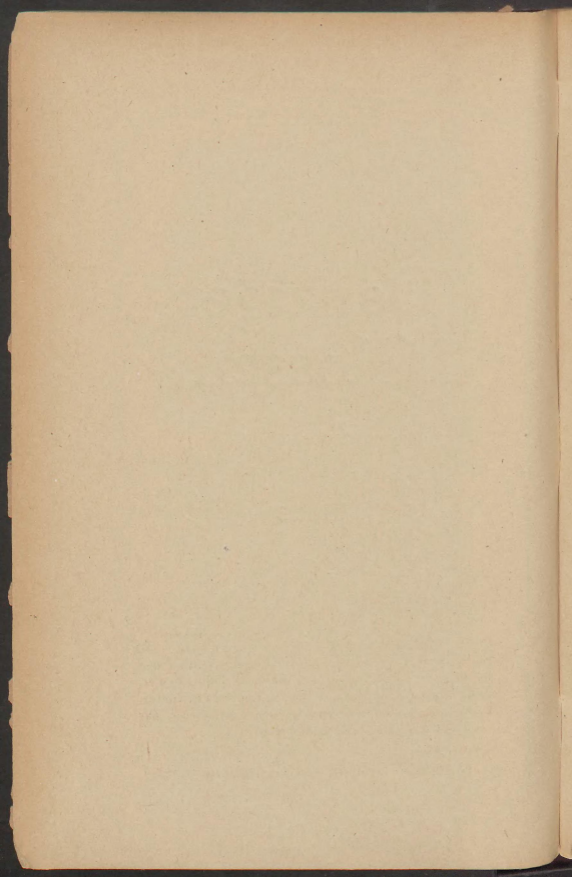
2

Danziger Glossen

Heft 3

N 1334593

38592



1.

Vergiß es nie!

In diesen Tagen erfüllt sich das Geschick der „Freien Stadt“. — Die Tageszeitungen haben ausgiebig über alle Einzelheiten berichtet. Ernste Sorge schleicht durch die alte Stadt, ein schweres Grübeln lastet auf den Gemütern der Einheimischen. Was aber auch werden mag, die Geschichte bietet etlichen Trost. Schon einmal war Danzig Freistadt — nach ein paar Jahren änderte sich das Bild. So wollen auch wir die Hoffnung niemals sinken lassen. Wie schrieb ich doch im ersten Heft der „Danziger Glossen“?

„Niemand wehte der trotziqe Hansegeist durch Danzig so kräftig, als an diesem Tage; jeder richtete sich auf, unsere schöne, durch und durch deutsche Stadt zu schirmen. Deutsch bleibst du, was auch kommen möge. Das war wie ein stiller, heißer, aus innerster Seele kom-mender Schwur“.

Mit Nachdruck betonte ich, daß auch wir ohne unsere Zustimmung von Deutschland losgerissen seien, daß auch uns gegenüber ein Unrecht geschehen, das früher oder später gut-gemacht werden muß. Mag es Deutschland gut oder schlecht ergehen, so halten wir zu ihm in guten und bösen Tagen. Die slawische Flut soll uns nicht überrennen. Eines Tages wird Deutschland wieder stark und stolz dastehen, eines Tages wird der Versailler Friedensvertrag, dieser verhaßte Papier-fetzen, der Deutschland erwürgt und niemals hätte unter-schrieben werden sollen, zerrissen werden. Auf diesen Tag wollen wir hoffen, voller Sehnsucht hoffen.

Inzwischen:

Vergiß es nie, daß du ein Deutscher bist!

Das Schicksal der „Danziger Glossen“.

„Seien Sie nicht verzagt über Ihr widriges Geschick“, schreibt man mir anonym mit weiblicher Handschrift.

Wie wenig ich verzagt bin, mag dieses Heft erweisen, aber ich bin schließlich meinen Lesern einen kurzen Bericht schuldig. Sofort nach Erscheinen des ersten Heftes beschlossen die Danziger Buchhändler, die Broschüre nicht zu führen. Wie ich mich dazu stellte, ergibt sich aus meiner nachfolgenden Zuschrift, die die „Danziger Volksstimme“ unterm 2. September 1920 veröffentlichte, nachdem die „Danziger Zeitung“ Abdruck selbst dieser harmlosen Zuschrift überraschenderweise abgelehnt hatte.

„Danziger Glossen“.

Ein Schildbürgerstreich der Danziger Buchhändler.

Folgende Mitteilung ging mir zu:

„Auf der gestern stattgefundenen Buchhändlerversammlung des Buchhändlervereins Danzig und Umgebung ist beschlossen worden, Ihre Broschüre „Danziger Glossen“ des Inhaltes wegen nicht zu verbreiten. Es haben sich alle mit Ausnahme einer Firma diesem Beschluß gefügt.“

Nun bin ich wieder einmal totgeschlagen, mausetot. Aber seltsam, ich lebe immer noch. Und ein Lachen steigt in mir auf, ein herzbefreiendes Lachen. Das also ist eine Revolution, eine deutsche Revolution, eine Danziger Revolution. Nicht einmal ein winziges Heftchen, das neben einem starken Bekenntnis zum Deutschtum und zu der geliebten Heimat ein paar freie Worte und etliche Lästerungen bringt, darf passieren, denn, wer weiß, vielleicht könnte durch die wenigen Seiten der ganze herrliche Freistaat in seinen Grundfesten erschüttert werden. Soll ich da nicht lachen?

Unmöglich ist mir die Vorstellung, daß die Buchhändler Danzigs, unter denen sich doch einige freie Geister und persönlich geschätzte Herren befinden, aus sich heraus zu diesem einigermaßen aufsehenerregenden Beschluß gelangt sind. Sollte hier etwa ein Druck von sehr hoher Stelle geübt sein? Aber solche Stellen pflegen doch sonst andere Wege zu wählen als wirtschaftlichen Mord, denn um solchen handelt es sich doch schließlich.

Wie dem auch sei, so fällt es mir nicht ganz leicht, mich in die lokale Buchhändler-Psychologie hineinzuversetzen. Einige der Herren interessierten sich für das revolutionäre Heftchen eines Eigenbrödlers, lasen es, bestellten es, stellten es aus, verkauften es auch. Flugs verschwanden

nun die gelben Büchlein. Ich stelle mir einmal vor, ich wäre Buchhändler: würde sich nicht ein leises Empfinden von Scham melden, wenn ich die Hefte auf höheren Befehl oder infolge Majoritäts-Beschlusses aus dem Fenster nehmen und Käufern, arglosen Seelen, achselzuckend sagen muß, das Heft sei zu gefährlich, es dürfe keinesfalls verkauft werden.

Meine schriftstellerischen Erlebnisse, denen ich innerlich sehr kühl gegenüberstehe, dienen mir nur immer dazu, meine Erfahrungen zu bereichern. Selbst als ich vor fünfundzwanzig Jahren wegen meiner Dichtung „Todes-Dämmerung“ unter Anklage stand, entging meinen wachen Sinnen nichts. Der helle, sonnendurchflutete Saal, der so gut lesende jüdische Assessor, der von der leidenschaftsdurchglühten Dichtung mitgerissen wurde, die Richter, die gar nicht so fürchterlich böse waren, als sie immer geschildert werden, der unfähige Rechtsanwalt, der so kurz-sichtig war, daß er sich selbst nicht einmal sah — alles steht vor mir, frisch, wie einst. Und neben mir saß mein Verleger, dem ich innerlich Abbitte leistete, daß ich ihn, den ersten, klugen Mann, in diese immerhin etwas peinliche Lage gebracht.

Die „Danziger Zeitung“, dieses alte, vorsichtige Blatt, schrieb, man dürfe mit Spannung den weiteren Heften entgegensehen. Also kann das erste Heft wohl nicht so staatsgefährlich gewesen sein und schließlich sind wir doch nicht alle verpflichtet, den alten Hindenburg oder alt-preußischen Militarismus anzubeten. Und ganz bescheiden will ich hinzufügen, daß ich von sehr angesehenen Danzigern Zustimmung erhielt. Also ging die Welt nicht unter. Aber die Danziger Buchhändler schlagen mich tot.

Ich brauche die Herren nicht. Das Heft läßt sich, wenn ich will, auch auf andere Art vertreiben.

Aber was sagt die Danziger Presse zu diesem ungewöhnlichen Beschluß der Danziger Buchhändler?

Später wurde ich davon in Kenntnis gesetzt, daß nicht ein formeller Beschluß vorläge, jedenfalls das Protokoll nichts darüber enthielt, sondern lediglich eine Verabredung der Danziger Buchhändler vor Eintritt in die offizielle Sitzung. Nun, das bleibt sich im Effekt völlig gleich, doch liegt es nicht in meiner Absicht, das Thema erneut breit aufzurollen, vielmehr schließe ich die Akten über Heft 1, zumal der „Beschluß“ sich auf Heft 2 „Der Atheist“ keineswegs erstreckt. Dieses Heft wird in jeder besseren Danziger Buchhandlung geführt. Den paar Versteinerten, die schroffe Feinde der „Glossen“ geblieben sind, möchte ich Strindbergs Worte vorhalten:

„In früheren Zeiten erschlug man den, der anderer Meinung war, ohne ihn überführt zu haben; jetzt beraubt man ihn seiner Existenzmittel, versagt ihm gesellschaftliches Ansehen, peinigt und lügt ihn tot.“

Strindberg sagt auch harte Worte von der Taktik der Zeitungsredakteure, die einen gefährlichen Schriftsteller „tot quälen“ und ihm „die Hände binden“, ihn geistig töten.

Also diese edle Manier hat auch Strindberg zu kosten gehabt; ich befinde mich somit in sehr guter Gesellschaft.

Den buchhändlerischen Beruf stelle ich sehr hoch, halte ihn für einen der vornehmsten und habe keinen Grund, wegen des übertrieben engherzigen Verhaltens einiger Querköpfe meinen Standpunkt zu ändern.

Wie gesagt, ich schließe die Akten, tue es ohne Groll.

Besonderen Dank will ich aber an dieser Stelle der „Danziger Volksstimme“ aussprechen. Dieses tapfere und trotz bescheidener Mittel vorzüglich redigierte Blatt hat sich nicht gescheut, dem hart angegriffenen Empörer beizuspringen.

3.

Ein seltsamer Brief.

Von Herrn Emil Lorch aus Junkeracker bei Steegen erhielt ich einen acht Seiten langen Brief. Die erste Seite ist mit blauer, die übrigen sieben Seiten sind mit roter Tinte geschrieben. Sehr hübsche Tinte. Ein sehr hübscher Brief. Ein junger Danziger erlitt einen Lachkrampf, als ich ihm den Brief vorlas. Ich mußte das rügen, denn das hat Herr Lorch nicht verdient. Ich finde es besonders hübsch von ihm, daß er dabei sein will, wenn ich mit Tod abgehe. Ich werde nicht verfehlen, mich dieses Wunsches zu gegebener Zeit zu erinnern und ihn nach Möglichkeit berücksichtigen.

Der schöne Brief aber lautet wie folgt:

Junkeracker d. 15. 10. 20.

Mein lieber Freund!

Ich, als Dein Mitwanderer zur Ewigkeit, habe Dein Büchlein gelesen, das Du herausgegeben hast, unter dem Titel: „Danziger Glossen“. Du glaubst also nicht mehr an Himmel u. Hölle! und an kein höheres, göttliches Wesen. Alles was Du nicht mit Deinem vermeinten klugen Verstand fassen kannst, u. was Deine Augen nicht sehen, das ist Dir Mumpitz. Na ja, mein Lieber! Das wußte der Psalmist David schon vor Dir. Der sagt: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: „es ist kein Gott!“ So bist demnach, auch ein solcher Tor! Glaubst Du überhaupt noch das Du einen Verstand hast? Den kannst doch auch

nicht sehen. Ach, wenn Du einstens wirst auf dem Sterbebette liegen, wie wirst dann schon die Hölle in Deinem Gewissen spüren. Wie wird der Zorn Gottes in der Sterbestunde Dir brennen! Ach, wenn es mir vergönnt wäre, an Deinem Lager zu stehen, wenn Dir der kalte Schweiß des Todes wird von der Stirne rinnen, und die höllischen Geister ihre Hand nach Dir ausstrecken werden, dann möchte ich Dich in solcher Todesangst einmal fragen, ob Du noch an kein Hölliches Feuer glaubest? Wenn Du dann den Grimm des allmächtigen Gottes fühlen wirst, dann wirst erkennen, das Du ein betrogener Mensch gewesen und der Teufel Dich ganz verblendet hatte. Du glaubst an keinen Teufel! u. weißt es garnicht, daß Deine ganze Gedanken u. Worte, vom Teufel eingegeben sind. Du armer Mensch, wenn Dir einst, u. vielleicht schon nach wenigen Tagen, vom Allmächtigen „Halt!“ geboten wird, u. es wird heißen: „Bishierher u. nicht weiter! hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!“ und Du mußt des Todes Raub und Beute werden, ja wenn Du nicht in diesen Erdentagen schon Umkehr hältst, dann wirst Du den Richterspruch hören müssen: „Fort mit Dir Du Verfluchter, in das ewige Feuer. Dann wird Dein Gewissen erwachen, aber: ach zu spät!“

Dein Gewissen schläft im Leben,
Doch im Tode wacht es auf!
Da sieht man vor Augen schweben
Seinen ganzen Lebenslauf!
Alle seine Kostbarkeit
Gebe man zur selben Zeit.
Wenn man nur geschehne Sachen
Ungeschehen könnte machen!“

So muß man auch von Dir, mein lieber Freund sagen! Heute sagst Du: „fort mit diesem u. jenem.“ Bald, vielleicht schon morgen, wird es zu Dir ertönen: „fort mit dem Verfluchten! Zu bedauern bist Du armes Menschenkind. Wärest Du lieber nie geboren! Ja, wär der nie geboren, der Gottes Wort verachtet. Es ist mit ihm verloren, er wandert in der Nacht, voll Laster u. voll Schande, im Spott mit Gottes Wort. o weh! die Höllenbände, erwarten ihn schon dort!“ Schade, daß Du noch ein Christ genannt bist. Schade, daß Du noch Unterricht einstmals in früheren Jahren in Religion genommen hast. Du bist ein Meineidiger Hast was in Deiner Jugend gelobt u. nicht gehalten. Du armer Erdenkloß, dünkst Dich so vermessen u. ein Lüft-

lein des Todes darf Dich nur anwehen u. im Augenblick bist: Totengebein. Dann ist es aus mit Deinem klugen Rat. Ach, ein schreckliches Erwachen harrt Deiner. Einst vor dem ewigen Richter, werden wir uns wiedersehen. Diese Zeilen werden Dich verklagen, wenn Du wirst müssen vor Gottes Flammenaugen Rechenschaft ablegen, von Deinem Erdenleben. Du bist ja tot beilebendigem Leibe! aber eine Stunde des Erwachens schlägt auch für Dich einmal. Du wirst ja diese Worte lächerlich u. spöttisch zerreißen und höhnisch darüber herfahren, das weiß ich. Doch sie werden Dir im Todeskampfe wie Feuerflammen vor die Augen treten und wenn Du Dich wirst in der Gewissensangst winden wie ein zertretener Wurm, dann wirst Du Deine jetzige Weisheit u. Erkenntnis, oder besser gesagt: „Verblendnis“ sogar verfluchen. Aber dann heißt es: „Schnöder Sünder hast's vergessen, wer einst klopfte, wer? Er, der einst um Dich geworben, kennt Dich dann nicht mehr!“ Ja, lieber Ernst! händeringend wirst Du in der Gerichtsstunde flehen: „Laß mich ein!“ aber dann trifft Dich ein ewiges „Wehe!“ Ob Du es jetzt wegglaubst mit Deiner verfinsterten Schrift u. Dir darüber hinwegtäuscht, es hilft Dir nichts, Du mußt es einmal doch erfahren, das Gottes Wort die Wahrheit ist, u. das Du ein Betrogen er ja ein Lügner warst. Wenn Du noch soviel Mühe Dich gibst den Mitmenschen es klar zu legen, das alles Göttliche nicht vorhanden ist, das ändert nichts an der Sache. Gott u. alles Göttliche, bleibt ewig bestehen, u. Du bekommst auch einst Deine Belohnung. Vor Gottes Richterstuhl wird Dein Spotten u. Höhnen aufhören. Denn der Gott, der im Himmel wohnt lachet Deiner. Er läßt Dich jetzt in seiner Langmut noch hingehen u. hat noch Geduld mit Dir, aber wenn er wird sagen: „hau ihm ab den unfruchtbaren Baum,“ dann ist's um Dich geschehen. Du müßtest nicht: „Ernst“ heißen, sondern Dein Name müßte „Diabolus“ heißen. Drum laß Dich retten vom Verderben, der Sünde u. der Eitelkeit! Such Dir ein Leben vor dem Sterben in dieser angenehmen Zeit!“

Dein Mitwanderer zur Ewigkeit:
„Dichsuchend!“

4.

Goethe und Feuerbach.

Dem vorstehend veröffentlichten Brief, der eine qualvolle Beschränktheit offenbart, will ich nur zwei Zitate folgen lassen:

Feuerbach (Heidelberger Vorlesungen):

„Der Atheismus ist daher positiv, bejahend; er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welchen der Theismus die besten Kräfte ausgesogen . . . Die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines bessern Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen, tatlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbsttätigkeit . . . wir müssen an die Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe als die einzige, wahre Religion setzen.“

Goethe „Gespräche mit Eckermann“.

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der untern Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauset!“

5.

Nationale Beschränktheit.

Eine hiesige Krämerseele, die einen Laden mit alten, verstaubten Scharteken versieht, sich demzufolge kühnlich Buchhändler tituliert, schrieb mir am 31. 8. 1920 folgende Karte:

„Ich werde jede weitere Zuschrift Ihrerseits und jede weitere Zusendung Ihrerseits von Schriften, die Sie verfassen, als persönliche grobe Insultierung und als persönliche gröbliche Beleidigung auffassen, da ich nach der Lektüre Ihrer Broschüre nicht den leisesten Wunsch verspüre, mit Ihnen in irgendeinem Konnex zu stehen. Ich halte den Inhalt Ihrer Broschüre für einen deutsch-national Gesinnten für derart empörend und das Nationalgefühl beleidigend, daß ich selbst des größten geldlichen Gewinnes und materiellen Vorteils halber den Vertrieb Ihrer Geistesprodukte nicht vornehmen würde. Lassen Sie mich ein für allemal in Ruhe.“

Ich hatte dem Manne pflichtgemäß ein Exemplar des ersten Heftes übersandt und nahm den nationalen Tobsuchtsanfall gelassen hin. Aber ein junger Verehrer, der die tamose Karte las, nahm den etwas wüsten Angriff durchaus nicht so gelassen hin. Er beschloß, mich zu rächen und stürmte fort, kehrte aber nach einer knappen Stunde mit allen Anzeichen eines starken Grauens zurück. Lange konnte er kein Wort hervorbringen. Ich gab ihm drei große Eßlöffel Brom zu trinken, darauf beruhigte er sich langsam und erzählte mir folgende Schauermär:

„Ich suchte den Mann auf und zauste ihn gründlich, mit Worten natürlich. Aber in der Extase muß ich an den hinteren Teil seiner Hosen gegriffen haben. Doch denken Sie, da erlebte ich etwas Entsetzliches. Ich griff nämlich nur Hosen, nichts als Hosen, vorne Hosen, hinten Hosen, der ganze Mensch war nur Hosen, nichts war darin, nicht das allergeringste. Trotzdem stieg ein seltsamer Duft aus den schauerlichen Hosen auf.“

„Nun,“ wandte ich begütigend ein, „das wird der bekannte Duft alter, verstaubter Bücher gewesen sein. In einem Buchladen“

„Nein,“ schrie er, „es war ein anderer Duft.“

„Gut, so war es ein anderer Duft. Das ist doch bei alten Hosen nichts Erstaunliches.“ Ich gab ihm noch drei Eßlöffel Brom — der junge Expressionist litt offenbar an Halluzinationen. Er kam nicht frei von den gespenstischen Hosen und verstieg sich zu der Behauptung, „der ganze Mummelfurz sei offenbar nur ein Gespenst in Hosen.“

Gleichmütig, wie ich geartet bin, gab ich auch das zu, um den jungen Stürmer und Dränger zu beruhigen. Aber es half nichts. Noch heute befindet sich der junge, unglückliche Mann in der Nervenlinik des Dr. W. und faselt immerfort von Hosen, in denen sich nicht das geringste befindet. Trotzdem der seltsame Duft.

Was soll ich nur dabei tun?

6.

Lassalle und die Presse.

Wenn ich dem neugebackenen Freistaat einen Weg zeige, etliche Millionen ohne übergroße Mühe einzusäckeln, so stütze ich mich auf die Rede, die Lassalle am 20., 27. und 28. September 1863 in den Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Barmen, Solingen und Düsseldorf gegen die Presse hielt, die damals ungeheures Aufsehen erregte und rauschenden Beifall fand, aber noch heute sich jugendfrisch und in allen Teilen zutreffend erweist. Sie ist abgedruckt in dem Ullstein-Bändchen „Ferdinand Lassalle“

von Stefan Großmann; es erscheint besonders bemerkenswert, daß gerade der Ullstein-Verlag diese Rede neu herauszugeben für richtig befand. Ich habe den nachstehend zitierten Stellen nichts hinzuzufügen.

Ich habe Euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Notwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspekulation wurde. Es handelt sich also einfach darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts miteinander zu tun haben. In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist.

Von Stund' an existieren nur solche Zeitungen und können nur solche Männer Zeitungen schreiben, welche ohne Rücksicht auf lukrative Bereicherung die Mission in sich fühlen, für die geistigen Interessen und das Wohl des Volkes zu kämpfen.

Von Stund' an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volkes zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden und also abonnierenden Bourgeoisie und ihres Geschmackes, die einen Zeitungen gefesselt durch den Abonnementkreis, den sie bereits haben, die anderen durch den, den sie zu erwerben hoffen, beide immer in Hinsicht auf den eigentlichen goldenen Boden des Geschäfts, die Inserate. Von Stund' an wurden also die Zeitungen nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäfte, wie jedes andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte, welches unter dem Scheine des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird.

Habt Ihr einen Begriff von der depravierenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffenlum des 19. Jahrhunderts, allmählich auf Verleger und Zeitungsschreiber hervorbringen mußte?

Ihr, Proletarier, verkauft Euch doch nur zu einem Geschäft, das Ihr kennt und versteht, jene aber, die geistigen Proletarier, müssen täglich lange Spalten füllen über tausend Dinge, über Politik, Recht, Ökonomie, Wissenschaft, über alle Fächer der Gesetzgebung, über diplomatische und geschichtliche Verhältnisse aller Völker. Ob

man das Hinreichende, ob man das Geringste davon verstehe oder nicht — die Sache muß behandelt, die Zeitung gefüllt sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Dazu der Mangel an Zeit, die Dinge näher zu studieren, in Quellen und Büchern nachzuforschen, ja selbst nur sich einigermaßen zu sammeln und nachzudenken. Der Artikel muß fertig sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Alle Unwissenheit, alle Unbekanntschaft mit den Dingen, alles, alles muß möglichst versteckt werden unter der abgefeimten routinierten Phrase.

Daher kommt es, daß, wer heute mit einer halben Bildung in die Zeitungsschreiberkarriere eintritt, in zwei oder drei Jahren auch das wenige noch verlernt hat, was er wußte, sich geistig und sittlich zugrunde gerichtet hat und zu einem blasierten, ernstlosen, an nichts Großes mehr glaubenden, noch erstrebenden und nur auf die Macht der Clique schwörenden Menschen geworden ist!

*

Der wahre Feind des Volkes, sein gefährlichster Feind, um so gefährlicher deshalb, weil er unter der Larve seines Freundes auftritt, das ist die heutige Presse!

Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von einem Mann gegen das tausendarmige Institut der Zeitungen, mit welchem schon Könige vergeblich kämpften. Der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!!!

7.

Geringe Scham.

Die „Danziger Allgemeine Zeitung“ berichtet unterm 8. Nov. 20 über den kommunistischen Demonstrationzug. Folgende Stelle fällt peinlich auf:

„Ein englischer Sicherheitsbeamter sprang mit ein paar Sätzen hinzu und schlug den Fahnen Träger der Weltrevolution mit einem kräftigen Hieb zu Boden. Der vielleicht 22 jährige Kommunist stürzte blutüberströmt auf den Acker.“

Mit kaltem Hohn begleitet das genannte Blatt diesen traurigen Vorgang. Ein englischer Soldat schlägt einen jungen Danziger nieder. Irgendetwas krampft sich zusammen, wenn man das liest, aber das konservative Blatt spürt garnicht, wie sehr es sich selbst mit dieser Art von Bericht-

erstattung ins Gesicht schlägt. Sollten nicht Danziger Sicherheitsorgane genügt haben, wenn es schon durchaus nötig war — mir erscheint es keineswegs nötig —, Gewalt anzuwenden?

Nichts hat das edle Blatt zulernt, nicht das allergeringste. Es lebt noch immer in mittelalterlichen Vorstellungskreisen und sehnt die Zeit zurück, in der der Junker über die Felder ritt und den verachteten Arbeiter mit der Reitpeitsche traktierte. Es kann auch einmal anders kommen, es kann, wenn die Gegensätze sich weiter verschärfen, geschehen, daß der Primitivste sich kräftig revanchiert.

Dieselbe Nummer der „Danziger Allgemeinen Zeitung“ beschäftigt sich mit dem Landesfrauentage der Deutschnationalen Volkspartei. Der ganze Bericht ist eine Jubelhymne auf den Feldmarschall von Hindenburg. Es fehlt nur noch, daß die nationalen Frauen in die Knie sinken und den alten Hindenburg anbeten, wie ihren Wolkengott. Ja, er ist ihnen mehr, Frau K. überschlägt sich, sie stammelt verzückt, daß sie 35 Minuten mit ihrem Äbgott zusammensein durfte.

Dieser Mann hat den Krieg mit Pauken und Trompeten verloren, hat sein Volk durch unwahre Heeresberichte schwer getäuscht und in die Irre geführt, schließlich hat er seinen Kaiser in schwerster Stunde im Stich gelassen. Das alles tut nichts, er bleibt eben der Gott.

Jedes andere Land würde diesen Mann vor einen Staatsgerichtshof fordern, vor dem er sich zu rechtfertigen hätte, wenn er es vermag. Freistaatliche Frauen denken anders hierüber; sie beten den Unglücksman an.

8.

Nicht vollwertig.

Der Briefmarkensammler unserer Tage ist ein bemitleidenswertes Geschöpf. Sämtliche Zwergstaaten überstürzen sich in der Ausgabe von Briefmarken, leisten sich auch recht häufig Provisorien und Fehldrucke und rupfen den Sammler gehörig. Vor allen Postschaltern stehen diese Unseligen mit hungrigen Augen, stehen fünf, sechs auch sieben Stunden, kehren unverzagt wieder und erlahmen nie. Aber während sie stehen, erfolgt schon wieder ein Neudruck, ein Fehldruck oder sonst ein kleiner Blödsinn — so können die armen Sammler bis in die aschgraue Ewigkeit stehen, sie werden niemals ihre Sammlung zur Vollkommenheit gestalten können. Der Nichtsammler sieht dieses Unwesen mit grausamem Hohn und fragt sich, wie dieses enden solle, besonders im Freistaat, der doch nicht mehr das kleinste Irrenhaus besitzt. Wo soll er nur alle diese Entgleisten unterbringen?

Die „Darziger Zeitung“ hat es für nötig gehalten, eine „Briefmarken-Rundschau“ in kurzen Fristen herauszugeben. Ich werde mich hüten, hierüber etwas zu sagen, denn die Sammler sind augenblicklich übermächtig und in sehr reizbarer Stimmung. Wer ihr Tun lästert, begibt sich in schwere Lebensgefahr. Doch niemand kann mir mein heimliches Lachen nehmen

Jedenfalls beweist diese Beilage, daß der Papiermangel nicht mehr so groß sein kann. Ist das aber der Fall, so ist es auch möglich, der alten Zeitung eine Feuilleton-Beilage hinzuzufügen unter Heranziehung ernster Schriftsteller von Ruf. Ich entledige mich eines mir gewordenen Auftrags, indem ich der „D. Z.“ dieses Verlangen unterbreite, es aber zugleich an die anderen Zeitungen der Stadt richte. Sollte man mir entgegenhalten, daß gerade in jüngster Zeit die Ausgabe solcher Beilagen begonnen habe, also mein Wunsch erfüllt sei, so muß ich bitten, in dieser ernstesten Sache keine Witze zu reißen. Jene Beilagen mögen wohl für Babys und Jünglinge in kurzen Hosen vorzüglich geeignet sein, können aber von Literaturreunden, die auf edlere Kost begierig sind, nur als durchaus minderwertig bezeichnet werden. Ein Blatt rühmt sich sogar der durch einen Berliner Künstler ausgeführten Zeichnung des Kopfes dieser Beilage. Ich glaube, daß auch ein Danziger Künstler diese verunglückten Turmspitzen mit Leichtigkeit zuwege gebracht hätte.

9.

Zwei Danziger über Friedrich Nietzsche.

Der Münchener Verlag Rösl & Cie. plant in seiner „Philosophischen Reihe“ populär gehaltene Darstellungen der Hauptgedanken unserer großen Denker. Toter Formalismus soll überwunden werden, Hauptaufgabe dieser Reihe ist, die philosophischen Probleme, die in unserer Zeit stärkeres Interesse erwecken, als je zuvor, lebendig und anschaulich zu gestalten. Nicht trockene Kathederweisheit, sondern die literarische und doch korrekt-wissenschaftliche Form soll die Sammlung auszeichnen, die dem wissenshungrigen Laien eine Fülle interessanter und nutzbringender Lektüre bieten und ganz besonders für die Volkshochschulen wertvoll sein wird.

Herausgeber dieser Reihe ist Dr. Alfred Werner, der junge Danziger, dessen bisherige Schriften starke Aufmerksamkeit erweckten und sich auszeichneten durch reichen Gedankeninhalt, wunderbar klaren Stil und die gewiß sehr seltene Gabe, schwierige philosophische Probleme leicht faßlich darzustellen, weshalb auch seine Vorträge in der hiesigen Volkshochschule, der Lessinghochschule und Hum-

boldtakademie in Berlin lebhaften Zuspruch fanden. Was in den Arbeiten dieses jungen Denkers besonders auffällt, ist das innige Verwachsensein mit dem Leben, das absichtliche Vermeiden abstrakten Philosophie-Professoren-Getues, das unzählige Laien mit gerechter Scheu vor den dickleibigen Werken vieler Philosophen erfüllt. Schließlich ist die Philosophie nicht eine Geheimwissenschaft für versteinerte Professoren, soll es nicht sein, sondern sie soll dem Leben dienen und diesem gewonnen werden. Mir scheint, daß Dr. Werner sich diese Aufgabe gesetzt hat; aus diesem Grunde begrüße ich die „Philosophische Reihe“ und wünsche ihr den größten Erfolg. In sehr hübscher Ausstattung sind bisher zwei Bändchen erschienen, beide aus der Feder des Herausgebers, nämlich Nr. 1 „Einführung in die Philosophie“ und Nr. 3 „Die Philosophie Friedrich Nietzsches“. Schon die „Einführung“ weicht gänzlich ab von der Oede ähnlicher Schriften, führt vielmehr mitten in die Gedankenkämpfe unserer Zeit hinein. Es ist eine Lust, dieses Büchlein zu lesen. Auffällig ist übrigens, daß ich es bisher in keinem Schaufenster der Danziger Buchhändler sah, während anderweit die Auflage bereits größten Erfolg findet. Müssen denn die Danziger immer erst nachhinken?

Dieselben guten Eigenschaften, die ich an der „Einführung“ rühmte, zeigen sich in dem Nietzsche-Bändchen der „Reihe“. Wer die Feder führen kann, glaubt heute über Nietzsche schreiben zu können; ach, die meisten sollten es lassen, denn nicht jeder ist hierzu berufen. Werner aber ist dazu berufen. Er hat sich gründlich mit dem gewaltigen Dichter-Philosophen beschäftigt und ist ihm, trotz etlicher Beanstandungen, offensichtlich ehrlich zugetan. So ist denn ein Büchlein zustande gekommen, das durchweg fesselt und über den Alltag weit hinausragt. Möge es jeder lesen, der der Philosophie Interesse entgegenbringt. Das Bändchen schließt mit folgenden Worten: „Wenn uns vom Orient her weltentsagende Lehren der Müdigkeit und Verneinung gepredigt werden, so halten wir ihnen die Philosophie der Tat und des Lebens entgegen, die Friedrich Nietzsches unsterbliches Werk auch in unseren Tagen zum Ausdruck bringt.“

Auch Artur Brausewetter, der Pfarrer, beschäftigt sich mit Friedrich Nietzsche in Heft 3 seiner Serie: „Die Weltanschauung als Erlebnis“ (Verlag Max Koch, Leipzig). In zwölf Seiten bewältigt er mit der größten Leichtigkeit diesen Unsterblichen. Brausewitters flüssige Feder, die über alles schreiben kann, bekommt auch diese absonderliche Leistung fertig. Der Zweifel erscheint berechtigt, ob Brausewetter sich ausgiebig mit Nietzsche beschäftigt hat, aber wenn jeder über Nietzsche schreibt, kann Herr Brausewetter doch nicht

fehlen. Und dieses schwindsüchtige Heftchen steht in jedem Schaufenster, an sich schon ein Problem für denkende Danziger. Hätte Brausewetter einen Funken des Geistes Nietzsches verspürt, so hätte er es nicht fertig bekommen, zu schreiben:

„Dieser große und eigenartige Geist hat sein ganzes Leben hindurch mit heißem Bemühen und ungelähmter Energie um Gott gerungen. Und selbst seine scheinbaren Versuche, von Gott und Christus loszukommen, waren in ihrem tiefsten Grunde nichts anderes als ein immer erneutes, heißes Ringen um Gott.“

Das ist eine Verballhornung Nietzsches, ein priesterlicher Versuch, diesen Feuergeist einzufangen. Aber Nietzsche ist zu groß, er läßt sich nicht von Priestern eintangen.

So sehr ich Werners Buch über Nietzsche zu empfehlen vermag, so sehr will ich warnen vor Brausewitters Arbeit.

(In der „Danziger Volksstimme“ am 22. Oktober 1920 veröffentlicht.)

10.

Vielschreiberei.

Vor ein paar Jahren veröffentlichte ich eine kritische Arbeit über das damals letzte Kunstwerk eines hiesigen schriftstellernden Pfarrers. Von einzelnen bedeutsamen Schönheiten abgesehen, vermochte ich doch das Werk als Ganzes nicht zu rühmen, hielt es für mißlungen, spürte aber ein Ringen nach Größe und Vollkommenheit und rief dem Autor zu: „Fort von der Kanzel“, denn ich sah in der Verquickung von Kunst und Kanzel eine starke Hemmung und glaubte, der Schriftsteller würde Größeres leisten können, wenn er sich von dem geistlichen Amte lossagte. An einem Jubiläumstage antwortete er hierauf, er denke nicht daran, seine priesterliche Tätigkeit einzustellen, denn gerade diese böte ihm die beste Gelegenheit, Material für seine schriftstellerische Tätigkeit zu sammeln.

Damit hatte dieser Mann mehr gesagt, als gleichgültige Hörer damals empfanden — er hatte eines seiner innersten Herzensgeheimnisse verraten. Aber sollte dieses befremdliche Bekenntnis nicht zu einigem Gegrübel veranlassen? So manche gequälte Seele hat sich in ihrer Not an den Geistlichen gewandt, hat offen und rückhaltslos gebeichtet, hat auch Trost und Hilfe gefunden, denn ich weiß, daß dieser Geistliche redlich gewillt ist, zu helfen. Aber das Erlebnis wirkt nach, gestaltet sich zum Kunstwerk — gibt es eine Grenze zwischen dem Pfarrer und dem Schriftsteller? Kann es solche geben?

Seitdem hat dieser Geistliche eine wahre Flut von Schriften herausgegeben, ein Roman jagt den andern — in einem Schaufenster zählte ich dieser Tage vierzehn sehr verschiedenartige Bücher dieses einen Schriftstellers und zwar, darauf lege ich den Schwerpunkt, alle aus der jüngsten Zeit stammend. Ich heiße das krankhafte Vielschreiberei und bezwecken diese Zeilen lediglich Mahnung zur Sammlung. Von Neid, Mißgunst oder der leisesten persönlichen Gehässigkeit weiß ich mich durchaus frei, betone vielmehr, um nicht abermals mißverstanden zu werden, ausdrücklich, daß ich der gütigen Art dieses Mannes ehrliche Sympathie entgegenbringe. Aber was soll diese unsinnige Flut von Schriften eines einzigen Schriftstellers? Glaubst er, daß ihm noch irgendjemand folgt?

Ich erwarte von ihm noch immer das große Kunstwerk. Noch immer glaube ich, daß er es schaffen kann. Aber nicht auf diese Art. Alles Große verlangt Sammlung und Reife. Vielschreiberei zerstört das Talent, läßt weder den Schriftsteller, noch den Leser zu Atem kommen. Es mutet an wie eine wilde Jagd. Schließlich bleibt die Frage: Wer hält länger aus, der Leser oder der Autor?

Mag es dem Älteren gegenüber anmaßend und überhebend klingen, ich will trotzdem noch einmal zur Sammlung mahnen, will noch einmal das große Kunstwerk fordern.

11.

Polizeipräsident Früngel.

Die Akademiker lieben es durchaus nicht, wenn ein Nicht-Akademiker in ihre Domäne eindringt. Sehr einfach erklärt sich auf diese Art die vor einiger Zeit gegen Herrn Früngel gerichtete Hatz. Ich schrieb damals die nachstehenden Zeilen, die die „Danziger Volksstimme“ unterm 18. 9. 20 veröffentlichte:

Wenn auch durch Danzig zurzeit ein reaktionärer Geist weht, so bin ich gleichwohl überzeugt, daß nicht durchweg der Sturm gegen Polizeipräsidenten Früngel, der einen ersten politischen Hintergrund besitzt, in Bürgerkreisen gebilligt wird. Wer mit Herrn Früngel amtlich zu tun hatte, muß sein streng sachliches Arbeiten, sein ruhiges, eingehendes Erwägen ihm fremder Dinge rühmend anerkennen. Er thront nicht geheimnisvoll hinter einem Wall von Schranzen, sondern ist ohne Mühe von jedem, der seiner amtlich bedarf, zu erreichen, hat für jeden Zeit und weicht damit mustergültig von früheren, recht üblen Gepflogenheiten mancher Vorgänger ab. Er ist ein schlichter Mensch auch in seinem hohen Amt geblieben und verdient die heftigen, teilweise ihn gewiß schwer kränkenden An-

griffe in der Tat nicht. Hätten wir nur immer in dieser Position Kräfte, die so arbeitswillig und arbeitsfreudig, dabei menschlich gewinnend, ihres Amtes walteten. Niemand kann ihm in amtlicher Hinsicht etwas nachsagen; allerdings trägt er kein Monokel und nicht den geringsten Orden, hat auch keine Hochschule besucht und in seinem Leben zu literarischer Feinschmeckerei wohl wenig Zeit gefunden, aber sollte die Revolution nicht gelehrt haben, wenigstens in diesen Dingen Scheuklappen abzulegen?

In der Affäre, aus der der Sturm gegen Früngel resultiert, ist er, soweit aus dem bekanntgewordenen Material ersichtlich, völlig schuldfrei. Nicht ihn trifft die Schuld, wenn von einer solcher überhaupt gesprochen werden kann, sondern, wenn ein Sündenbock nun einmal in die Wüste geschickt werden soll, so hätten sich die Angriffe richtiger gegen Herrn Oberregierungsrat v. Kameke zu richten. Aber dieserhalb setzt ein seltsames Vertuschen ein, das befremden muß. Fühlt Herr v. Kameke sich nicht veranlaßt, zurückzutreten, so braucht es Herr Früngel ebensowenig. Es ist an der Zeit, daß das einmal auch von bürgerlicher Seite klar ausgesprochen wird.

Wie scharf ich über die Mißhandlungen, denen Herr Oberbürgermeister Sahm leider ausgesetzt war, geurteilt habe, geht aus Heft 1 meiner „D. Gl.“ deutlich hervor, so daß ich beim bösesten Willen nicht wohl mißverstanden werden kann, wenn ich für Herrn Polizeipräsident Früngel öffentlich eintrete. Ich empfinde den Sturm, der sich gegen ihn richtet, als ein Unrecht und habe es bisher nicht gelernt, ein Unrecht gleichmütig hinzunehmen.

12.

Polnische Noten.

Widriges Gelichter. Überall drängt es sich. Arbeitet nicht. Schiebt und frißt, schiebt und frißt — das ist das Tagewerk dieser Sippe. Die Noten sinken von 23 auf 22, 21, 20, sinken weiter, auf 19, 18, 17, 16 — tut nichts, das Pack schiebt und frißt weiter, unentwegt. Man sollte meinen, sie müßten angesichts des starken Sinkens auch einmal verlieren und zwar so gründlich, daß sie ein wenig einstellen das Schieben und Fressen. Nein, es gibt offenbar immer noch Dumme, die sich von dieser schwarzen Horde aus fernen Landen ausbeuten lassen, denn munter geht der Handel mit den bunten Lappen weiter.

Bittere Not gleitet durch die Straßen, das Elend läßt sich nicht mehr verhüllen. Bah, der Schieber weiß nichts von Not, er bleibt immer oben, mag es dem armen Lande noch so traurig ergehen.

Ach, man möchte einen Haufen dieser Noten zusammenballen und ihn diesem verächtlichen Gesindel in die Schnauze stopfen, so daß es daran erstickt . . .

Mit unbeschreiblichem Ekel beobachte ich dieses Getier.

13.

„Mich sieht keine Kirche mehr.“

Einem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ vom 10. Nov. 20 folgend, will ich den Danzigern die Geschichte vom Pfarrer Greber erzählen. Mutet sie nicht wie ein Stückchen Mittelalter an?

Aus Koblenz kommt die Nachricht, daß der Bischof von Trier die vor zwei Jahren über den Pfarrer Greber verhängte Suspension aufgehoben hat. Damit ist ein Streit beigelegt, in welchem ein ganz auf sich selbst gestellter junger Pfarrer dem Vernichtungswillen des gewaltigen hierarchischen Apparats seiner Kirche erfolgreich Widerstand leistete.

Greber war ein Dorfpfarrer aus dem Hunsrück, als er anfangs 1918 bei einer Ersatzwahl des Kreises Koblenz—St. Goar, einem alten und sicheren Zentrumssitz, zu allgemeiner Verblüffung gegen den offiziellen Zentrumskandidaten in den Reichstag gewählt wurde. Ein paar Bauern hatten ihn ganz formlos aufgestellt gehabt, niemand hatte die improvisierte Kandidatur ernst genommen; ein eigentlicher Wahlkampf für ihn war nicht geführt worden, und trotzdem fiel die Entscheidung wie durch ein elementares Volksgericht zu seinen Gunsten. Hier war nicht nur ein beliebiger Parteikandidat von einem beliebigen Outsider geschlagen worden, sondern die ungeschriebene, aber sonst unerschütterte Allianz zwischen dem Zentrum und dem katholischen Klerus hatte einen Bruch erfahren. Der Bischof von Trier befahl dem Pfarrer, auf das Mandat zu verzichten; Greber, der den Befehl für kirchenrechtlich unzulässig hielt, weigerte sich zu gehorchen und sah mit Zuversicht der Einleitung eines Disziplinarverfahrens entgegen; der Bischof aber bestrafte ihn ohne Verfahren mit der Suspension, gegen die, mochte sie nun zulässig sein oder nicht, der Pfarrer jedenfalls machtlos war. Gut zwei Jahre lang hat die Suspension gedauert; der Gemeßregelte hat während dieser Zeit kein Amt und keinen Pfennig baren Einkommens gehabt; aber diese Unsicherheit der äußeren Existenz focht ihn nicht an: er hatte seine Sache aufs Nichts gestellt, lebte wie die Lilien auf dem Felde und es ging ihm gut; seine Bauern versorgten ihn reichlich mit Lebensmitteln und dem, was er sonst brauchte.

Wie unverbrüchlich die Treue der Bauern war, zeigt ein Vorfall aus dem Jahre 1919. Greber hatte kurz nach dem Abschluß des Waffenstillstandes in einem Dorfe gesprochen, von dem damals noch zweifelhaft war, ob es zur amerikanischen oder französischen Zone gehören werde. In gutem Glauben hatte er die amerikanische Erlaubnis eingeholt, während tatsächlich später die Franzosen das Dorf besetzten. Ganz zufällig erfuhr Greber Monate nachher, daß ihn das Mainzer Kriegsgericht, ohne ihn irgendwie zu benachrichtigen, wegen Übertretung der Versammlungsvorschriften zu drei Monaten Gefängnis verurteilt habe; die Sache hatte aber, da Greber in dem amerikanischen Besatzungsgebiet wohnte, zunächst keine praktische Folge. Erst im Herbst vorigen Jahres, als er sich vorübergehend in seinem früheren Pfarrbezirk auf dem Hunsrück, und damit im französischen Bereich, aufhielt, wurde er unsanft an die Existenz des Urteils erinnert. Kein anderer als der Nachfolger Grebers — so groß war der Haß — rief telephonisch die französische Polizei herbei, die Greber verhaftete und dann tatsächlich einen Monat festhielt. Die Bauern aber, die bemerkt hatten, daß ihr neuer Pfarrer sich im Postamt zu schaffen gemacht hatte, fragten den Posthalter, ob das Telephongespräch mit den Franzosen geführt worden sei, und als der Posthalter sich auf das Amtsgeheimnis berief und jede weitere Auskunft mit den Worten abschnitt: „Mich sieht keine Kirche mehr!“, — da folgten die Bauern seinem Beispiel und der unfrome Streik wurde fortgesetzt, bis Trier den Verräter versetzte und so das Dorf von ihm befreite.

Worauf beruht die suggestive Macht auf die Herzen der Menschen, die diesem Manne ganz ohne Zweifel eigen ist? Mancherlei trifft zusammen, ihn volkstümlich zu machen; er ist selbst ein Stück Volk, spricht die Sprache der Leute aus dem Volk, und es strömt eine innere Wärme von ihm aus, die seine Nähe behaglich macht. Aber etwas anderes kommt hinzu, und das ist das Wesentliche: es lebt in diesem Manne ein starker Wille zu tätiger Arbeit an den Menschen. So fing er an und richtete für die Dörfer seiner Pfarrei etwas ein, was ihnen vor allem gemangelt hatte, nämlich Krankenpflege, setzte für seine Leute Eingaben an Behörden auf, stand ihnen bei, wenn sie ihre Steuern nicht bezahlen konnten, und machte bei alledem keinen Unterschied zwischen Christen und Juden, Katholiken und Protestanten. Als der Krieg ausgebrochen war, entschloß er sich noch im Jahre 14, schlechtgenährte Stadtkinder aufs Land zu verpflanzen. Zuerst wurden die Bauern auf dem Hunsrück bewogen, solche Kinder aufzunehmen; später fuhr er nach Holland und machte dort, von Dorf zu Dorf

reisend, Quartiere für deutsche Kinder. Mehr als zehntausend Kinder brachte er so unter, er ganz allein, ohne „Organisation“, ohne einen Verein mit hohen Verwaltungsausgaben, sondern mit ganz geringfügigen Mitteln und völlig unberührt vom Lärm des modernen Wohltätigkeitsbetriebes.

14.

Weißer Sklaven.

Edel ist der Beruf der „Schwester“, Romantik umwittert ihn und verlockt viele junge Seelen, sich ihm zu widmen. Der hilflose Kranke, der die „Schwester“ unermüdlich und unentwegt freundlich wirken sieht, folgt ihr wie einer Lichtgestalt, huldigt ihr auf seine Weise still und dankbar, verwebt sie in seine Träume und weiß oft nicht Traum und Leben zu unterscheiden. Licht und unendliche Geduld wie Güte strömt das junge, hilfreiche Wesen aus; dankbare Blicke folgen ihm, sobald es durch die Säle schreitet. Und das weiß die „Schwester“, das gibt ihr Mut und Elastizität zu ihrem schweren, so sehr schweren Beruf, der den ganzen Menschen fordert und ernsten, entsagenden Gemütern wohl etwas wie Befriedigung liefern mag, aber unlegbar zu einer Art Sklaverei führt, zumal der schwesterlichen Organisation etwas Mönchisches anhaftet.

Hat sich schon irgend jemand gefragt, wovon diese „Schwestern“ existieren, welcher Art ihre Besoldung und ihre Zukunft ist? Gewiß, sie erhalten „freie Station“, aber darüber hinaus einen geradezu lächerlichen Zuschuß. Dafür soll die „Schwester“ ihre Dienst- und sonstige Kleidung beschaffen, von diesem Almosen soll sie alle Ansprüche, die das Leben über die „freie Station“ hinaus an jeden stellt, der nicht völlig in Dumpfheit gerät, bestreiten. Der Krankenküster erhält das Vielfache, die „Schwester“ tut still und geduldig auch weiter ihre schwere Pflicht, klagt nicht. Nie wirst du ein Wort der Klage von diesen Lippen hören. Aber tief verschlossene Sorgen sind darum doch da, lassen sich nicht ewig niederhalten. Ich will darum den Schleier von diesem verhüllten Elend reißen, verlange eine Reform dieses nicht alltäglichen Berufs, verlange angemessene Besoldung und Lieferung der Dienstkleidung. Im Freistaat kann diese Frage nicht abhängig sein von irgendeiner auswärtigen Stelle, sondern hier ist es eigene Angelegenheit, deren Erledigung nicht aufgeschoben werden darf. Etliche Monate schwerster Arbeit sind erforderlich, um die Mittel für ein Paar Schuhe zusammenzusparen — diese Tatsache sagt alles, hier sind wahrlich nicht viele Worte nötig.

Herr Oberbürgermeister Sahm, hier ist eine Aufgabe für Sie! Die „Schwestern“ schweigen; so müssen andere reden und handeln, die außerhalb der Organisation stehen.

15.

Wilde Verleger.

Die schwierigste Aufgabe des Schriftstellers ist es, den richtigen Verleger zu finden. Zahllose Talente, zuweilen von hohem Range, sind hieran gescheitert. Ein-, zwei-, dreimal, vielleicht auch öfter, wird der Versuch gewagt, dann zwingen Stolz und Scham, diese fruchtlosen Versuche einzustellen.

Was nun?

Es findet sich eine wunderliche Sorte von Verlegern, die nichts riskiert, nur schamlos ausbeutet und ihre Sache eigentlich von vornherein auf Betrug gestellt hat. Wenig liegt ihnen an dem Verkauf von Büchern, Mühe verwenden sie jedenfalls hierauf grundsätzlich nicht; Hauptsache ist ihnen, dem Schriftsteller, der sich in Verlegernöten befindet, einen kräftigen Posten Bargeld abzulocken. Was aus den verlegten Büchern wird, ist ihnen sehr gleichgültig. In der Regel wird dann auch garnichts daraus, natürlich nicht.

Damit ist denn nun die Tätigkeit des wilden Verlegers so ziemlich erledigt. Sehr erstaunt und reichlich entrüstet zeigt er sich aber, wenn der Schriftsteller die Angelegenheit nicht für erledigt ansieht, sondern zunächst höflich und schließlich sehr nachdrücklich Abrechnung erbittet. Fast ausnahmslos wird er diese Abrechnung nicht erhalten; erhält er sie aber, so ist sie gewiß derart, daß er zur Hundepetische greift, wenn er solche besitzt. Der Verleger wird dir mitteilen, daß fünf oder sechs Exemplare verkauft seien. Lachst du ihn aus und führst ihm den Beweis, daß ein paar hundert Exemplare allein an dir bekannten Stellen verkauft seien — aber welch seltener Glücksfall, solchen Beweis führen zu können — so wird er aus den Wolken fallen, eine Weile weiterlügen, schließlich notgedrungen die Tatsache einräumen, aber mit der Einschränkung, daß diese Hunderte von Exemplaren auf ganz unerklärliche Art aus seinem Lager verschwunden seien, er sei völlig schuldlos . . .

Geld siehst du von einem Verleger dieser schlimmen Art gewiß niemals; einen Weg wird er immer finden, dir zu entschlüpfen. Nicht aber der Staatsanwaltschaft entschlüpfst er so leicht. Ich rate dir, wenn du das Mißgeschick gehabt hast, an eine derart betrügerische und ausbeuterische Bestie zu geraten, ohne allzulanges Zögern die windige Seele der Staatsanwaltschaft zu überliefern. Bitten, drängen, drohen

— alles dieses nützt nichts. Gut, so verzichte nur getrost auf dein verlorenes Geld, aber verzichte nicht darauf, den Schwindler ins Gefängnis zu bringen, damit ihm nicht immer neue Opfer verfallen.

Es gibt vielerlei Geschmeiß auf dieser Erde; die hier geschilderte Sorte von Verlegern, die manchen jungen Künstler zur Verzweiflung oder gar zum Selbstmord getrieben hat, muß schonungslos ausgerottet werden.

16.

Aus polnischen Wäldern.

Die deutsche Sprache besitzt gewiß beträchtliche Geschmeidigkeit, aber wie schwer fällt es doch, die treffenden Worte zu finden, wenn es gilt, einem Menschen, den man lieb hat, zu sagen, daß er nicht auf dem rechten Wege ist, wenn ein starker, innerer, unentrinnbarer Zwang dazu drängt, zu warnen, und dabei doch der lebhafteste Wunsch besteht, nicht zu verletzen.

Wie war es doch — war deine Lage nicht ernst, sehr ernst, als der Krieg begann? Da erlangtest du Kenntnis, daß die deutsche Verwaltung auf polnischem Gebiet Wälder im großen Stile ausschlachtete, riesige Terrains — o, wie rasch warst du dabei, hier auch ein paar Millionen zu verdienen. Da erhielt unsere Freundschaft den ersten Bruch, denn ich hielt diese Maßnahme für ein Verbrechen, bin noch heute dieser Ansicht. Standen wir denn mit Polen im Kriege? Wer gab der Heeresverwaltung ein Recht, polnische Wälder zu stehlen? So sät man Haß — und wundert sich später, wenn dieser in hellen Flammen lodert.

Als der Krieg ausklang, las ich einen wunderlichen Veröhnungsartikel. Die Motive lagen ja klar, denn zunächst befanden sich noch große Werte in Polen in Gefahr, sodann galt es, in übergroßer Schläue, für alle Fälle, eine Bonbondüte bereitzuhalten.

Ohne Schwanken wurde eine hübsche Reihe von Grundstücken an Polen verschoben. Du machtest nicht nur diese Epidemie mit — nein, du begannst damit. Da zog ich betrübt meine Straße, war froh, wenn ich dich nicht sah, denn meine Ansicht über dieses Thema ist eine weitaus strengere. Als Mensch war ich dir zugetan, in deinen Finanzaktionen aber bist du ein gefährliches Raubtier, gehst kaltblütig über Leichen und zertratest schonungslos so manche Existenz . . .

Und nun soll das Mieteinigungsamt zugrunde gehen, denn du hast noch immer nicht genug im Kriege und durch den Krieg eingeheimst, deine Grundstücke sollen besser zinsen? Ich bin nicht der Narr, eine Steigerung der Mieten abzu-

lehnen, halte vielmehr eine Steigerung bis zu hundert Prozent gegenüber dem Friedenspreise für zulässig und allenfalls durchführbar. Aber das Mieteinigungsamt, das vielen Segen gestiftet und manches Raubtier gezähmt hat, darf noch auf Jahre hinaus seine Tätigkeit nicht einstellen. der Mieter darf nicht schutzlos dastehen. Unter keinen Umständen darf das geschehen!

So will ich dich, mein Freund, in alter Anhänglichkeit und Treue bitten, dir mehr Maß aufzuerlegen, dich mehr zurückzuhalten. Leicht könnten deine Millionen in Gefahr geraten . . .

So hüte dich doch, mein Freund! Ich rate dir gut. —

17.

„Was uns not tut — was ich will.“

Graf Hermann Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen“ ist Modebuch geworden. Kaum erscheint eine neue Auflage, so ist sie im Sturm vergriffen, dabei kosten die beiden Bände einhundertundfünfzig Mark.

Ein sehr schweres Werk, durchaus nicht leicht zu lesen. Unerfindlich, was die Masse mit diesem Werk beginnt. Liest sie es? Ich glaube es nicht. Keyserling, durch und durch ein vornehmer Mensch, wird wohl selbst am meisten durch den Riesenerfolg gerade dieses Buches überrascht sein. Einer seiner Kritiker schrieb, es gäbe wohl niemand, der die beiden Bände glatt hintereinander bewältigt hätte. Nun, ich habe sie ohne größere Pause gelesen, aber eine ganz leichte Aufgabe ist es wirklich nicht und ich vermag nicht einzusehen, warum diese Weitschweifigkeit, das häufige Wiederholen nötig schien. Ich glaube, daß in einem dritten Teil der Seitenzahl dasselbe ausreichend und gewiß wesentlich präziser hätte gesagt werden können — dann würde das Werk vielleicht nur fünfzig Mark kosten und auch Ärmeren erreichbar sein, nicht nur satten Schiebern, die es doch nicht lesen, sondern nur aus eitler Protzerei recht augenfällig in den Bücherschrank stellen. Aber ich möchte nicht mißverstanden werden, möchte das Buch, das eine ungeheure Fülle kluger Gedanken enthält, nicht in meiner Bibliothek missen. Wären nur nicht die Werke dieses Philosophen so gräßlich teuer; „Philosophie als Kunst“ und „Unsterblichkeit“ kosten je 60 Mark, „Das Gefüge der Welt“ gar 75 Mk., allerdings bei heutigen Druckkosten kein Wunder. Doch nicht hiervon will ich reden, sondern von der kleinen Schrift Keyserlings: „Was not tut — was ich will“. Er will in Darmstadt eine Schule der Weisheit gründen oder hat sie schon gegründet; der frühere Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, dieser lebenswürdige und stets opferbereite Fürst,

hat das erforderliche Grundstück bewilligt und der Wehediens des Geistes kann nun beginnen, als hohe Schule für Lebensinhalt und Lebensform, eine frei sich entfaltende Heimstätte für Weltanschauung und Lebensgestaltung. Keyserling erwartet die Rettung aus Elend und Unrast allein von der Philosophie. Nach ihm tut es nichts zur Sache, daß Philosophie nur für sehr wenige eine unmittelbare Angelegenheit sein kann. Gerade auf die wenigen kommt es an. „Gelingt es nur, das Licht auf die richtige Höhe zu stellen, so wird eine immer wachsende Anzahl von Spiegeln dasselbe auffangen und fortreflektieren.“

Noch eine Stelle will ich zitieren: „Wie lebensfremd ist typischerweise der Gelehrte! Man gedenke der vielen Hirngespinnste, die Philosophen ausgeheckt, der Unfähigkeit der meisten Historiker, die Geschichte im Werden zu verstehen, der verhängnisvollen, geradezu verbrecherischen Rolle, die Intellektuelle und Professoren während des Weltkrieges gespielt: auf deren Irrealität hauptsächlich ist es zurückzuführen, daß der Krieg allseits im Geiste des Wahns geführt worden ist und der entsetzlichste Unsinn zuletzt gesiegt hat.“

Also Keyserling, der in einer Welt höchster Kultur atmet, sieht klar, lebt durchaus nicht in Illusionen. Und doch meine ich, daß auch seine „Schule der Weisheit“ ein Wahn ist, süß und bezaubernd, aber doch ein Wahn. Mit deutscher Treue, Zähigkeit und Innigkeit, voll überreicher Liebe und strahlender Hoffnung, wird er an seinem Werke arbeiten und — wird scheitern, wie jeder scheitert, der sich überhohe Ziele gesetzt.

„Wir leben heute in einer Periode unaufhaltsam sich steigernder Barbarei.“ Sehr richtig, leider. Und in dieses Chaos setzt Keyserling seine „Schule der Weisheit.“

Ach, hätte diese Schule vor dem Kriege bestanden; vielleicht wäre uns das Höllenleid erspart geblieben oder doch ein wenig gemildert worden. Jetzt aber nützt sie kaum etwas mehr, jetzt mag die Barbarei erst austoben. Skeptiker durch und durch, ist es mir nicht beschieden, an Keyserlings leuchtenden Traum zu glauben.

18.

Knut Hamsun.

Dem norwegischen Meister ist der Nobelpreis verliehen; meinen herzlichen Glückwunsch sende ich ihm auf diesem Wege. Ich machte mir den Spaß, eine beträchtliche Reihe von Bekannten über Hamsun zu befragen — niemand wußte etwas von ihm. Das erfüllte mich, da ich Hamsun leidenschaftlich liebe und jedes seiner Werke besitze, mit

tiefem Mißmut. Was ist doch das malerische und entzückend gelegene Danzig in geistigen Dingen für ein stumpfes, finsternes Loch! Alles Geistige verkommt hier — wie geht das nur zu? Eine Hochschule pflanzte man sogar hierher, aber schließlich tapezierte man sie innen und außen mit Hakenkreuzen — und es wurde schlimmer, wie zuvor.

Ich kenne einen Mann, dem es Herzensbedürfnis ist, etwa alle drei Monate einmal die „Krähenschanze“, eine der allerhöchsten Erhebungen im Jäschkentaler Hochgebirge, zu erklimmen und der guten, alten Stadt Danzig von dieser lichten Höhe aus so weit als möglich die Zunge auszustrecken — und nicht nur der Stadt, sondern ganz besonders gewissen Städtern. Befriedigt und gewissermaßen erleichtert, steigt dieser besagte Mann nach geschilderter edler Tat herab, wieder zurück in das geistige Tiefland.

Aber zurück zu Hamsun.

Er ist wie ein brausender Frühlingssturm, seine Kunst ein hinreißendes Lied des heißen, süßen, betörenden Lebens. Genial, wie keiner zuvor, in den Hunger-Delirien. Leuchtende Liebes hymnen in „Pan“ und „Viktorja“, aber auch stark, stolz und trotzig in seinen großen Romanen, durchaus nicht immer Schwärmer, Träumer und Grübler. Ich kann sein Kritiker nicht sein, denn ich bin verliebt in diese Kunst, die wie die Natur selbst ist. Niemand gönne ich den Nobelpreis lieber als ihm, der das allertiefste Elend durchgemacht, die Hungerdelirien selbst erlebt hat und sich gleichwohl zu höchster Reife und Meisterschaft entfaltete.

Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ brachten zu Hamsuns 50. Geburtstage einen Essay von Dr. Paul Landau, eine kleine, wertvolle Arbeit, um die es schade ist, daß — kein Danziger von ihr mehr etwas weiß.

Knut Hamsun, ich grüße und segne dich. Dank, heißen Dank für deine herrliche Kunst. Nichts geht mir darüber.

19.

„Auf goldenen Spuren“.

Sieben Städte im Schweizerlande stritten sich darum, welche unter ihnen mit Gottfried Kellers Seldwyla gemeint sei. Keller sagt schmunzelnd, jede dieser Städte habe ihm ihr Ehrenbürgerrecht angeboten für den Fall, daß er sich für sie erkläre. Aber Keller erklärte sich nicht, der alte Meister stieg ins Grab, ohne sein Geheimnis zu verraten. — Dieser arge Schalk.

„Seldwyla bedeutet nach der alten Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort, und so ist auch in der Tat die kleine Stadt dieses Namens gelegen irgendwo in der Schweiz.“
Irgendwo.

Und Keller sagt weiter:

„Aber schön ist sie gelegen, mitten in grünen Bergen, die nach der Mittagsseite zu offen sind, so daß wohl die Sonne herein kann, aber kein rauhes Lüftchen.“

Wo liegt nun dieses Nestchen, in das jeder Keller-Freund sich verliebt hat? Ist es entdeckt? Fast scheint es; ganz sicher ist es nicht. Martin Held hat im Verlage von Friedrich Sommer, Zürich, ein Büchlein erscheinen lassen, das sich mit dem Seldwyla-Geheimnis gründlich beschäftigt. Er kommt zu dem Resultat, daß Seldwyla gefunden sei. Bülach ist es, ein kleines Städtchen von 3000 Einwohnern an der Bahnlinie Zürich-Schaffhausen. Wie gesagt, ganz sicher ist es nicht, aber sehr wohl kann es stimmen. Held ist sehr glücklich über seine Entdeckung und schreibt:

„Man kann sich leicht vorstellen, wie Meister Gottfried vom Olymp herab einen Augenblick zwischen den Wolken hervortritt, auf die er einst Seldwyla malte, und sich die Hände reibt und in die Faust lacht, daß die guten Bülacher erst 30 Jahre nach seinem Tode erfahren, welchen echten Seldwylerstreich er ihnen gespielt.“

Die Bülacher werden über diese Entdeckung gar nicht böse sein, denn der sonnige, wonnige Platz wird zu einem literarischen Wallfahrtsorte werden. Allerdings wird man fortan immer lachen müssen, wenn man einen Bülacher vor sich hat. Keller sagt zwar, inzwischen seien die Seldwyler gesetzter, ernster und erwerbstüchtiger geworden, aber das glaubt der durchtriebene Schelm ja selber nicht, er wollte nur, für den Fall der Entdeckung, ein besänftigendes Pflästerchen bereithalten.

Auf denn nach Bülach, dem sonnigen, wonnigen Ort, von dessen Bewohnern wir so mancherlei Schwänke kennen durch die unsterblichen „Leute von Seldwyla“.

20.

Wird durch den Brand ein Lumpenhund.

Das folgende niedliche Spottgedicht fand ich vor Jahren in einem Fachblatt. Der Verfasser wurde nicht genannt — so vermag ich ihn auch nicht zu nennen. Wenn ich mich recht erinnere, stammt dieser Angstschrei eines tief erschütterten Regulierungsbeamten aus der „Jugend“:

Wie ändert doch die Brandgefahr
So Mensch wie Zeug in kurzer Zeit;
Was vor dem Brand ein Wollkleid war,
Ist nach dem Brand ein Seidenkleid.

Der Glasstein ward der Flammen Raub
 Und ward Brillantring wohlgemut,
 Was vor dem Brand 'ne Zipfelhaub'
 Ist nach dem Brand Zylinderhut.

Was vor dem Brand ein Kragenpaar,
 Ist nun ein Pelz von selt'ner Zier.
 Was vor dem Brand 'ne Zeitung war,
 Ist nach dem Brand ein Wertpapier.

Ja Mensch und Zeug' wie ich erkenn',
 Verändert schnell der Flammen Schlund:
 So mancher, der erst gentleman,
 Wird durch den Brand ein Lumpenhund.

Auf Tod und Leben.

Ein Freund erzählt; er erzählt ganz kalt, ruhig und nüchtern, obwohl es sich um eine recht ernste Sache handelt.

Es ist viele Jahre her. Ich war noch sehr jung und hatte intimen Verkehr mit einem gleichaltrigen Kameraden, der als mein bester Freund galt, aber in Wahrheit mein Todfeind war. Wir waren uns überall im Wege, erstrebten, ersehnten, erkämpften dasselbe, stießen demzufolge ständig aufeinander. Dabei liebten wir uns; in uns beiden war etwas, das uns zu einander hinzog. Seltsam stritten Zuneigung und Abneigung mit einander. Dergleichen seelische Verzerrungen kommen übrigens nicht selten vor, weit öfter, als man anzunehmen pflegt.

Das ging so eine gute Weile. Da prallten wir doch aufeinander. Es ging um ein Weib; dieses Wesen war weder jung, noch schön, strömte aber eine überwältigende, robuste Sinnlichkeit aus und packte uns beide. Was tun? Keiner wich. Und doch mußte einer weichen, das war uns vollkommen klar. Wir waren beide Schachspieler, keine starken Spieler, aber wir trieben das Spiel mit einiger Leidenschaft. Da kam mir der Einfall, durch eine Partie Schach entscheiden zu lassen, wer zu weichen hätte, eine Partie also auf Tod und Leben. Mein Gegner nahm ohne Zögern an. Die Partie begann elf Uhr nachts und dauerte bis zum Morgen. Um drei Uhr sechzehn Minuten war sie entschieden — ich hatte gewonnen. Lange hatte ich schlecht, geradezu auf Verlust gestanden, aber im Endspiel, das ich so wenig beherrsche und das stundenlang hin und her wogte, gelang es mir, infolge Versagens meines Gegners, einen Bauern zur Königin und damit zum Siege zu führen.

Mein Freund erhob sich. Er war sehr bleich, aber durchaus beherrscht, ja, er trieb die Selbstbeherrschung soweit, daß er ein Lächeln auf seine Lippen zwang. Ein bitteres, wehmütiges, überaus seltsames Lächeln, das es mir antat und mir ins Herz schnitt. Ich wußte, er würde sein Wort halten, er würde also binnen achtundvierzig Stunden verschwinden — und ich hätte sein junges Leben vernichtet. Da ergriff mich noch einmal die alte Liebe, die ich für ihn gehegt.

„Tu's nicht, es war ja Wahnsinn“, schrie ich und brach in Weinen aus. „Das Weib ist es nicht wert. Ich verzichte, ich trete zurück.“

Damit ist meine kleine Geschichte aus, auch unsere Freundschaft war aus, für immer. Wir lebten noch jahrelang in derselben Stadt, sahen uns nicht selten, sprachen aber nie mehr ein Wort miteinander. Ich wollte es so.

Des Menschen Seele birgt viele Geheimnisse. Heute erzählte ich eins.

22.

Die Hakenkreuzlerin.

Derselbe Freund sitzt stundenlang, raucht eine Zigarette nach der andern, verbraucht täglich wohl an hundert Zigaretten, spricht kein Wort. Da ich diesen weitgereisten Sonderling gern reden höre, suche ich seine Maulfaulheit auf jede Art zu durchkreuzen, suche ihn durchaus zum Reden zu bringen. Seine kurze, ruckweise, überlegen-tuende Art macht mir außerordentlichen Spaß. Nebenbei bemerkt, glaube ich, daß alles, was er herausschleudert, übertrieben, wenn nicht gar erlogen ist. Der Sonderling spricht:

„Stirbt Frauenschönheit aus? Es scheint so. Ich benutze täglich die Eisenbahn oder die Straßenbahn, zucke aber jedes Mal zusammen, wenn ein weibliches Wesen einsteigt. Wieder nichts, wieder ein Gebirge an Häßlichkeit. Zwei junge Damen steigen ein — abermals nichts, scheußlich. Drei Mädchen, Schulkinder noch, aber wie kläglich und unschön, schief und mager, eins trägt gar eine Brille mit großen Gläsern. Nicht ein Funke von Lebensglut in diesen armen, jungen Geschöpfen, die eine Unmenge von Schulbüchern mit sich schleppen. Zwei ganz besonders häßliche Frauen, mit vielen Paketen beladen, klettern schwerfällig in den Wagen, nehmen an meiner Seite Platz. Ich werde sehr nervös und suche eine kleinwinzige Lücke zu verteidigen, damit das Meer von Häßlichkeit mich nicht überflutet. Der Schaffner gibt das Signal, der Wagen beginnt sich langsam zu bewegen, da stürzt in fliegender Hast ein Wesen in

den Wagen, halb Weib, halb Mann, ein Wesen von betäubender, erdrückender Häßlichkeit, sucht mit jagenden Augen nach einem Platz und entdeckt rasch die kleinwinzige Lücke an meiner Seite, die ich bis dahin so sorgsam verteidigte. Das Mannweib zwingt sich resolut in diese Lücke, sitzt mit fünfzig Prozent ihres Hinterteils auf meinen Gebeinen, zwingt sich immer energischer in die Lücke.

Das war zuviel, das war mehr, als ich zu ertragen vermochte. Meine Nerven gehen mit mir durch, ich springe auf, nur fort, nur fort. Der Schaffner sucht mich zu halten, aber ich reiße mich los, springe aus dem Wagen, der in voller Fahrt ist, stürze nieder, besudele mich gründlich, wieder auf, unverletzt, nur fort, jage durch Zigankenberg und Pietzken-dorf und strande endlich, vollkommen erschöpft, in Ohra-Niederfeld, dieser entzückenden Villen-Kolonie. . . ."

Wir tauschen Vermutungen aus, wer dieses Mannweib sein könnte, das soviel Unheil angerichtet.

„Ich hatte später Gelegenheit, es festzustellen. Ein Zufall. Sie macht in Antisemitismus und Hakenkreuzen, hält einen akademischen Weiberstall und nennt ihre Hetzbude eine Handlung, diese widrige Trude.“

Nun wußte ich, wen mein kurioser Freund meinte. Ich lachte unbändig. Trude heißt dieses Götterwesen, das in Antisemitismus und Hakenkreuzen „macht“.

23.

Die Dogge und der Empörer.

Mein brasilianischer Freund, der Sonderling aus dem Lande, aus dem nach „Charleys Tante“ die Affen kommen, ist unter die Schriftsteller gegangen. Unter vielem Zigarettengequalm rang sich dieses Geständnis hervor, zugleich die nachstehende Skizze, die mir „zur Kritik“ unterbreitet wurde. Nun, man kennt diese Art. Ich werde es ihm aber leichter machen, als es mir gemacht wurde, drucke die kleine, freche Arbeit ohne Säumen ab. Mögen andere sie kritisieren.

Sie lautet:

Die einsame Villa am Ausgange der großen, mitteldeutschen Stadt war ein entzückender Barockbau. Feine, graziöse Linien, die wie Musik wirkten. Der winzige Park, der die Villa umgab, war ohne Bedeutung — von desto größerer Bedeutung dagegen war die edle, dänische Dogge, die viele Stunden des Tages auf der Terrasse lagerte. Ganz still lag sie da, kein Glied rührte sich. Man war versucht, anzunehmen, sie sei kein lebendes Wesen, sondern von Bronze, grau mit gelbem Ton, groß, majestätisch, ein hündisches Götzenbild.

Hans Gran, der Schwärmer und Revolutionär, ging nahezu täglich an der Villa vorüber und verliebte sich in das herrliche Tier, das ihn lange Zeit gar nicht beachtete, dann huldvoll ein Stückchen Zucker oder dergleichen entgegennahm, schließlich sich streicheln und liebkosen ließ. So wurden die Beiden Freunde, heimliche Freunde, denn es war, als schämte sich das königliche Tier ein wenig seines armen Kameraden.

Besitzer der Villa war der Kommissionsrat Laski, ein hübscher, rotwangiger, silbergrauer und offensichtlich lebenslustiger Herr, der Geld in Fülle hatte und sich wenig daraus machte, daß starker Haß ihn bedrohte, Haß besonders der Frauen, deren Männer und Existenzen er zerstört, zerstört durch vierundzwanzig Schnapsverkaufsstellen, die er in der großen Stadt mit prachtvollem Erfolge unterhielt. Wie sie lockten, die bunten, gebrannten Wasser — wie sie gelb, grün und rot in hohen Flaschen im Schein des elektrischen Lichtes verführerisch blitzten. So mancher Proletarier versuchte, daran vorüber zu kommen, mühte sich ehrlich, dem lockenden Gift zu widerstehen — ach, er vermochte es nicht, geriet in die Destille, trank und trank und trank, bis er, total berauscht, von zwei handfesten Hausknechten auf die Straße geworfen wurde.

Oftmals hatte Hans Gran dieses Elend gesehen, oftmals mit den Zähnen geknirscht und sehnsüchtig die Stunde herbeigesehnt, in der die Rache sich auf den lebenslustigen Destillateur niedersenken würde. Dabei fiel es gar nicht so leicht, gegen den lebenswürdigen Silbermann blutrünstige Rached Gedanken zu hegen; leichter war dies schon seinem Weibe gegenüber. Die hochfahrende Kommissionsrätin, breit, kurz, rot, pöbelhaft, mit Putz überladen, mit Schmuck bis auf den Bauchnabel behängt, forderte den Haß in weit höherem Grade heraus, während dem hübschen Fabrikanten gegenüber konsequenter Haß, wie schon gesagt, nicht so leicht durchführbar war, denn in dem alten Herrn lebte schließlich eine junge Seele, die das Leben mit allen Sinnen genoß. Aber das Weib war unerträglich in seiner Borniertheit und seinem starren Hochmut.

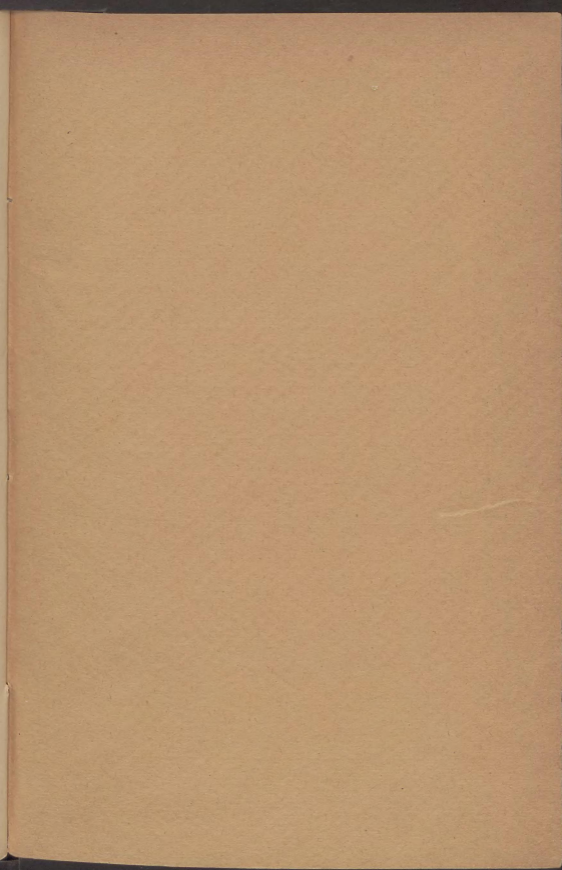
Genug, der Tag der Rache kam. Zur Zeit der Revolution zog ein starker, leidenschaftlich erregter Trupp mit roter Fahne vor die Villa, zertrümmerte den Eingang, zerstörte den Park, zerschlug das kostbare Mobiliar, zerriß und besudelte die kostbaren Bilder, Stiche, Polster, Portieren, zerschlug die Vasen, Bronzen, die venetianischen Gläser, das edle Kristall, das herrliche Porzellan. Nicht das kleinste Stück wurde gestohlen, aber alles kurz und klein geschlagen, eine gräßliche Verwüstung angerichtet, schließlich unter wildem Johlen die Villa angezündet, so daß sie lichterloh brannte.

Hans Gran ging zufällig vorüber, sah dieses Gebaren mit Grauen, denn sein künstlerischer Sinn fühlte sich angeekelt durch diese törichte Barbarei, diese sinnlose Zerstörungswut, die nichts schonte und nichts nützte.

Der kleine Park war leer, Gran schritt durch den roten Feuerschein. Ach, dort lag die Kommissionsrätin, tot oder ohnmächtig, die Kleider zerrissen, das mächtige Hinterteil entblößt.

Gran empfand kein Mitleid diesem Weibe gegenüber. Er versuchte nicht einmal Hilfe zu leisten, machte zwei, drei Schritte weiter und — schrie plötzlich laut auf, denn dort lag die Dogge, hilflos, schwer verwundet, blutüberströmt. Sie lebte noch, als Gran hinzutrat. Noch einmal hob sie den edlen, herrlichen Kopf, den er so liebte, dann sank sie kraftlos zusammen.

„Du armes, armes Tier“, schrie Gran, gänzlich übermannt, die Augen voll Tränen. Er sah nicht, daß das Tier soeben verendet war, er sah nur die große, klaffende Wunde und wollte helfen, die Wunde verbinden. Aber wie, womit? Rasch entschlossen riß er von dem Hemde der Kommissionsrätin ein kräftiges Stück ab und verband, wimmernd und weinend, die riesige Wunde, während die rote Glut der brennenden Villa über diese Mitleidstat ihr unruhiges und flackerndes Licht hin- und herwarf, über das tote Tier und den lebendigen Tor.



Schriften von Ernst Ewert

In Glanz und Leuchten. Novellen

Bei den Unseligen. Novellen

Friedlose Menschen. Novellen.

Xenien-Verlag zu Leipzig